

Glockengeläut, nicht sichtbar

Ulla Lenze

Eine Autorin wird gebeten, sich selbst mit einem Text vorzustellen, was für sie nichts anderes bedeuten kann, als über ihr Schreiben zu schreiben. Das tut sie normalerweise nicht.

Sie sagt zu. Sie ist gewissermaßen neugierig auf das, was sie über ihr Schreiben in Erfahrung bringen wird. Es ist auch eine gute Gelegenheit, andere darüber in Kenntnis zu setzen. Und sie ist zuversichtlich, hat sie doch eine Doktorarbeit in Planung, die Licht bringen soll in das Verhältnis von hegelscher Wissenslogik und Produktionsästhetik (von diesem Verhältnis ist sie überzeugt). Dort wird sie ein paar hundert Seiten Platz haben. Hier nicht. Hier hat sie eine Zeitungsseite. Das ist nicht viel, aber sie hat ja auch nur zwei Wochen Zeit.

Einen Tag lang schreibt sie. Am Abend, weil niemand von ihnen einkaufen war, gehen sie und ihr Mann essen. Es ist warm, Frühling. Sie sitzen draußen, an langen Holztischen.

„Wie läuft's?“ fragt er.
 „Nicht schlecht, ich habe bereits den Einstieg: Jedes Schreiben setzt eine metaphysische Grundentscheidung voraus, ob es das will oder nicht. Es ist eine Kundgebung von Weltverhältnis.“

Er sieht sie nachdenklich an, nimmt einen großen Schluck aus seiner Weinschorle. Sie haben Süßkartoffeln mit Salsa-Sauce und Salat bestellt und warten nun schon eine halbe Stunde. Sie sind sehr hungrig und haben eigentlich zu wenig Kraft für dieses Gespräch.

„Worauf willst du denn hinaus?“ fragt er.
 „Dass Schreiben eine philosophische Tätigkeit ist.“ Sie lehnt sich zurück und sieht ihn zufrieden an. „Literatur und Philosophie haben dasselbe Material: die Sprache und die Gegenstände der Welt. Ein literarischer Text kann nun so tun, als seien sie einfach gegeben, er kann aber auch ihre Gegebenheitsweise selbst zum Thema machen, nämlich aufdecken, dass sie Ergebnisse hochkomplexer Vermittlungsprozesse sind. Davon hängt dann ab, ob eine Lektüre erkenntnisvermittelnd ist oder nicht. Das Bekannte ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt. Hegel.“

„Ich weiß.“
 Er kann von seinem Platz aus ins Lokal sehen, bis zur Tür, hinter der die Kellner mit leergewaschenen Tellern verschwinden und mit vollen zurückkommen.

„Jetzt geht er wieder hinein“, sagt er, „unser Kellner. Hoffentlich bringt er diesmal unsere Kartoffeln mit.“

„Und, was hältst du von meinen Überlegungen?“
 „Ich weiß noch nicht. Es klingt ein bisschen apodiktisch, oder?“

Sie sieht ihn erstaunt an.

„Ich will doch nur erklären, was mich beim Schreiben bewegt. Nämlich, dass Schreiben zwar eine philosophische Tätigkeit ist, aber gegenüber der Philosophie einen entscheidenden Vorteil hat: Ihre Art der Erkenntnisvermittlung ist wie das Leben selbst, denn Literatur enthält das sinnliche Moment, das dem Begriff Andere, von dem die Philosophie immer nur bedauernd mitteilen kann, dass es das zwar gibt, aber durch den Begriff eben nie einzuholen ist.“

„Ich hab das Gefühl, du willst Hegel eins auswaschen.“

„Hegel und dem Leben. Denn der Vorteil dem Leben gegenüber wäre wiederum, dass die Literatur auswählen kann, was notwendig ist und was nicht.“

„Aber kannst du beim Schreiben wirklich auswählen?“

„Zumindest kann ich hinterher streichen. Das kann ich im Leben nicht.“

Sie zieht die Hände vom Tisch, der Kellner stellt die Teller ab. Sie bestellen Weinschorle nach und machen sich über das Essen her. Eine ganze Weile reden sie nicht.

„Das klingt alles wirklich sehr klug“, sagt er

schließlich und kratzt sich an der Nase, „aber es kommt daher wie eine Seminararbeit. Entschuldige. Es ist ja nicht deine Schuld. Eine Poetologie, auf einer einzigen Seite, das kann nur thesenhaft werden, das ist gefährlich. Außerdem ist es langweilig.“

Sie legt das Besteck hin und sieht ihn an. „Ich habe keine Lust auf feuilletonistisches Geplauder, falls du das meinst.“

Sie essen schweigend weiter. Schließlich sagt er:

stüpsel. Schreiben erlebe ich als performativen Widerspruch: den eigenen Erfahrungen auf den Grund gehen, und darin zugleich die Abwesenheit des Privaten finden. Anders gesagt: das Wunder, im Autobiografischen das Allgemeine zu entdecken. Was auf dem Boden meiner ureigensten Subjektivität geschieht, funktioniert paradoxerweise nur in Hinsicht auf intersubjektive Durchlässigkeit, das heißt, nur dann, wenn es gelingt, vom privaten Moment, das immer das Vorhergehende ist, der

elaboriert, doch, wirklich. Aber ich bin nicht begeistert. Tut mir leid.“

Sie schweigen und schauen in verschiedene Ecken des Zimmers. Beide sind unglücklich. Die Katze schleicht heran und setzt sich auf das Foto, das seit dem Vormittag auf einem Blatt Papier klebt.

„Es macht mir im Grunde auch keinen Spaß. Vielleicht kann ich das nicht, darüber schreiben, wie ich schreibe. Bis zu einem gewissen Grad ist es mir ja selber ein Geheimnis. Und alles, was ich über mein Schreiben wirklich zu sagen hätte, darf ich nicht sagen.“

„Warum nicht?“
 „Das klingt sofort unseriös und mystifizierend. Zum Beispiel müsste ich sagen, dass das Schreiben nicht nur ein philosophisches Moment hat, sondern auch ein religiöses.“

Sie schiebt die Katze beiseite und deutet auf das Foto. Da führt eine Bleistiftlinie aus dem Bild heraus, an dessen Ende *Glockengeläut, nicht sichtbar*, geschrieben steht, und darunter ein Text, den sie ihm vorliest:

„Der Wunsch, im Autobiografischen das Allgemeine entdecken zu wollen, hat, zumindest strukturell, etwas gemeinsam mit religiösem Verhalten. Die Inhalte des Schreibens spielen dabei keine Rolle. Es ist die versuchte Rückbindung an etwas, das von der Kontingenz, Verletzbarkeit und Einsamkeit des Einzelschicksals erlöst, weil es von ihm zu abstrahieren weiß: Was ich erfahren habe, hat eine Dimension, die allgemeinerfähig ist. Im Ritual geschieht Ähnliches. Da sind es etwa die kollektiv artikulierten Gewissheiten eines *Lumen Christi*, eines *Om Namah Shivaya* oder eines *Allah ab Akbar*, um nur ein paar der prominentesten Formeln aufzuzählen, die den Einzelnen in eine Gemeinschaft welcher Art auch immer (mit Gott oder mit einer kollektiven Psychose) erheben.“

Sie lässt das Blatt sinken und sieht ihn ängstlich an. Bevor er etwas sagen kann, schickt sie hinterher:

„Ich rede von *Strukturgleichheit*. Die Strukturen von Hingabe sind noch immer da, aber das Objekt ist nicht mehr da.“

„Das ist doch mal ein guter Satz. Überhaupt wirst du hier ehrlicher.“

„Ich fühle mich aber nicht wohl dabei.“

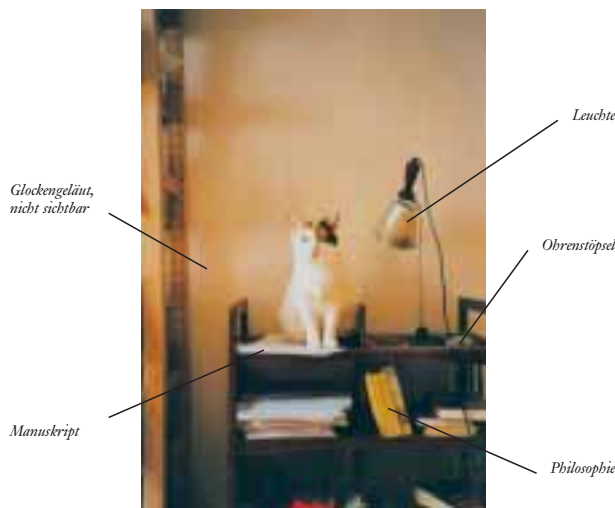
Er nickt mitleidig und sie schweigen wieder. Schauen dem absolut notwendigen Wesen zu, das vom Tisch gesprungen ist und sich vor ihnen auf dem Boden rollt und die Pfoten in die Luft streckt.

„Ich weiß jetzt, wo das Problem liegt: Ich soll über *mich* schreiben und *ich* soll es sein, die schreibt. Das sind genau die Dinge, die ich normalerweise vermeide.“

„So ist es“, sagt er. Die Katze ist inzwischen auf seinen Schoß gesprungen und er streichelt sie mit flacher, breiter Hand.

„Und wenn du eine Geschichte erzählst? Wie eine Autorin gebeten wird, einen Text über sich zu schreiben?“

Poiesis



Sie ist ein absolut notwendiges Wesen; sie kann nicht anders sein, als sie ist.

„Guck mal, deine Katze. Ich muss gerade an dieses schöne Foto denken. Minki, wie sie auf deinen Manuskriptblättern sitzt. Das reicht. Im Grunde ist das ein Sinnbild für deine Poetologie.“

„Das reicht?“
 „Du könntest oben drüber schreiben: Minki: ein absolut notwendiges Wesen. Sie kann nicht anders sein, als sie ist. Sie weiß nicht einmal, worauf sie da sitzt.“

„Lustig“, sagt sie nachdenklich. „Vielleicht könnte ich die anderen Dinge im Bild auch noch beschriften: die Lampe, die Bücher, die Ohrenstüpsel ...“

„Jetzt hast du's. Und da schreibst du dann jeweils deine klugen Sätze dazu.“

Sie ist erleichtert und enttäuscht.

„Hast du einen Stüt?“

Er hat keinen und auch die Leute am Tisch haben keinen. „Dann muss ich mir den Satz merken. Komm, lass uns zählen.“

Auf dem Weg nach Hause rufen sie alle paar Schritte: „Minki ist ein absolut notwendiges Wesen! Sie kann nicht anders sein, als sie ist!“

Am nächsten Abend teilt sie ihm mit: „Gestern kam mir alles noch so einfach vor, aber das lag wohl an der Weinschorle. Vielleicht sollte man den Lesern raten, vorher ebenfalls Weinschorle zu trinken. Es sind ja immer noch dieselben Sätze, nur dass sie jetzt in Grüppchen aufgeteilt sind.“

„Lies doch mal vor“, sagt er.

Sie holt einen Ausdruck und liest: „Obren-

Anlass, zu abstrahieren. Ich glaube, dass das Allgemeine, oder das Nichtprivate im Privaten, die eigentliche Wahrheit einer Erfahrung ausmacht. Das ist eine Bewegung in zwei Richtungen, zu sich selber hin und von sich selber weg, und das zugleich. Auch Ohrenstüpsel halten ja nicht völlig dicht.“

„Das Ende ist am besten“, sagt er. „Da bist du mal locker.“

Sie seufzt. „Vielleicht habe ich es nicht gut vorgelesen.“

„Doch, doch. Es ist auch alles sehr klug und

Ulla Lenze

Geboren 1973 in Mönchengladbach, lebt in Köln. Seit 1995 Studium an der Musikhochschule Köln (Schulmusik, Hauptfach Klavier) und an der Universität (Philosophie). Insgesamt eineinhalb Jahre Studienaufenthalte in Indien. Seit 2001 Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. 2002 Stipendiatin der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin. Internet: <http://www.ullalenze.de>



Veröffentlichungen (Auswahl)

Clara. In: *Edition Treffen junger Autoren*. Anrich Verlag 1989.

Im Augenfeld. In: *Bella Triste 1/2001*.

Gegrüßet seist Du. In: *Sprache im technischen Zeitalter 165/2003*.

Schwester und Bruder. Roman. Erscheint August 2003 bei DuMont.

FOTO: ULRIKE ZIMMERMANN-REITING